Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 26. Grand Island Nebr., 3. August 1906 (Zweiter Theil.) No. 49.

Mauerblümchen.

Einsam stand's in der Moderluft,
Freudlos, in Dunkel gehüllt;
Hätte so gern doch mit seinem Duft
Rings die Lüfte erfüllt.
Als die Sonne gegangen zu Thal,
War die Blüthe geknickt,
Weil ihr kein freundlicher Sonnenstrahl
Lächelnd in's Goldaug' geblickt.

Stand eine Menschenblume allein,
Hätte so gern doch geblüht,
Um zu erhellen mit fröhlichem Schein
Manch ein verdüstert Gemüth.
Ist verkommen in Elend und Nacht,
Weil sie nicht einer gepflückt,
Weil ihr kein goldiger Schimmer gelacht;
Keiner nach ihr sich gebückt.

C. v. S.

Mutter!

Skizze aus der Großstadt von Hedwig Stephan.

Es war fünf Minuten vor acht Uhr. In der Konfektionsabtheilung des Waarenhauses begann es allmählich lebendig zu werden. Thüren klappten, leichte und schwere Schritte kamen die Treppe hinauf, im Garderobenraum standen die Verkäuferinnen lachend und schwatzend in Gruppen beieinander.

„Tausend Welt, Mütterchen, schon wieder ein neuer Spitzenkragen? Feinfein!" sagte eine kleine dicke Blondine zu ihrer schlanken Kollegin, die sich eben vor dem Spiegel ihre braunen Haarpuffen noch tiefer in die Stirn schob.

„Na, ob — kostet auch viere fünfzig, sieht aber mindestens nach sieben aus, nicht? — Ist doch zu albern, daß wir so 'was im Geschäft nicht umhaben dürfen — im Gegentheil, gerade die hübschesten Modelle müßten mir gratis geliefert bekommen — zum Animiren — da würde sicher noch 'mal so viel verkauft werden!"

„Ja, das glaub' ich, das könnte Ihnen so passen!" mischte sich jetzt eine Dritte in's Gespräch, ein langes, hageres Mädchen, das sich in einem mausgrauen Reformkleid höchst unvortheilhaft präsentirte. „Immer nur Putz und Staat im Kopf — und umsonst möchten Sie's auch noch haben — ziehen Sie doch lieber gleich den „neuen Markt" an und setzen Sie den „Marienkirchthurm" auf!"

Die Andere wandte sich halb um und maß die Sprecherin mit einem höhnischen Blick.

„Liebste Baumann, es hat Gottlob nicht Jeder nöthig, sich in solchen grauen Sack zu stecken, allerdings, Sie thun ja am besten, von Ihrer — „Figur" so wenig wie möglich zu zeigen."

Die Unterhaltung wurde durch den Eintritt einer ältlichen, korpulenten Dame unterbrochen, die über den Knifer weg einen scharfen Blick auf die Plaudernden warf.

„Nun, meine Damen, es ist bereits ein Viertel nach Acht, wollen Sie nicht hineingehen? Jeden Augenblick kann Kundschaft da sein. — Ach, guten Morgen, Fräulein Wegener, auch schon angelangt?"

Die so Begrüßte, ein frisches, niedliches Mädchen mit einem prächtigen blonden Mozartkopf, die eben athemlos zur Thür hereinkam, murmelte eine Entschuldigung. Es kam etwas von „Straßenbahn" darin vor, und Fräulein Wiedehold, die Direktrice, von ihren Untergebenen „die Holde" genannt, schüttelte mitleidig den Kopf.

„Na, dann lassen Sie sich nur die zwanzig Pfennig Strafgeld von der Direktion zurückgeben; es ist übrigens schon das dritte Mal in dieser Woche, Fräulein Wegener, kommt es noch einmal vor, dann muß ich Sie melden."

Trude Wegener warf schnell ihre Sachen ab und ging mit bitterbösem Gesicht nach vorn.

Natürlich gerade heute mußte ihr das auch noch passiren, gerade heute, wo sie schon in einer Stimmung war, in einer Stimmung — —

Sie setzte sich auf eins der kleinen Dreibeine hinter dem Regal mit Winterjacketts und stützte den Kopf in die Hand.

Es war ja ausgeschlossen, völlig ausgeschlossen, daß sie das Stiftungsfest vom Radfahrerklub mitmachen konnte! Ihr dunkelbraunes Sonntagskleid anzuziehen, schrecklicher Gedanke! Und dann gab's nur noch die weiße Blouse vom Sommer, die schon viel zu eng war und so hoffnungslos unmodern! Sie mußte eben etwas Neues haben, aber Du lieber Gott, wo das Geld hernehmen? Fünfzig Mark bekam sie hier monatlich, fünfunddreißig gab sie der Mutter, und das Uebrige ging glatt d'rauf für Straßenbahnabonnement, Handschuhe, Stiefelsohlen und, schließlich jeder Mensch hat 'mal das Verlangen, einen Windbeutel zu essen! Da hatte es Alma Müller besser, die brauchte gar nichts zu Hause abzugeben, führte ja auch alle paar Wochen ein neues Kleid spazieren, während sie selbst nicht einmal so viel für sich besaß, um wenigstens eine nette Blouse zu kaufen. Ach, und was würde „Er" sagen, wenn sie nicht kam? Sie hatte es ihm damals, auf der Landpartie so fest versprochen — —

Ein paar Thränen rollten über ihre runden Wangen, und als jetzt Fräulein Wiedhold nach ihr rief, erhob sie sich so verdrossen, daß ihre Freundin Alma sie warnend in die Seite puffte.

„Du, einbißchen fix! Sie hat Dich ohnehin heut auf dem Strich!" Und schon klang es auch von drüben in ziemlich scharfem Ton:

„Na, Fräulein Wegener, wird's bald? Sie sind doch nicht auf dem Wege in's Geschäft! Geben Sie die Blousenkartons her, wir wollen die Pariser Modelle einsortiren. Aber vorsichtig, bitte, es sind sehr zarte, kostbare Sachen dabei."

Trude machte sich an's Auspacken und vergaß beinahe ihren Kummer darüber.

Wie das schimmerte und flimmerte von Seide, Spitzen und Flittern, eine wahre Märchenpracht, jede entzückend in ihrer Art, aber nein, hier, dies war doch die schönste — — altrosa Messaline mit Valencienneeinsätzen, von schmalen Sammetbändchen in derselben Farbe durchzogen, um die Passe und die kurzen, bauschigen Aermel plissirte Chiffonvolants, dazu ein hoher seidener Gürtel mit silberner Schnalle — — Trude war ganz berauscht, und selbst die sonst ziemlich nüchterne Directrice konnte einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken.

Ja, das ist wirklich etwas besonders Geschmackvolles! Und nicht einmal so theuer, siebenundvierzig Mark; na, die werden wir wohl nicht lange hier behalten.

Trude starrte noch immer auf das kleine Wunderwerk. Wie glücklich, wie beneidenswerth war die künftige Besitzerin! Wer weiß, vielleicht kauft sie eine verheirathete Frau, die doch schon versorgt war und eigentlich nicht mehr nöthig hatte, hübsch auszusehen, oder irgend ein häßliches Mädchen mit gelbem Teint, zu dem die zarte Farbe gar nicht paßte, wie gut würde ihr selbst dagegen das matte Rosa zu Gesicht stehen!

„Fräulein Wegener, schnell vorn, bedienen!"

Zwei Damen waren da, Mutter und Tochter, die Blousen sehen wollten.

Mechanisch zeigte Trude allerhand vor, machte Angaben über Preis und Qualität, aber dazwischen summte es ihr immer im Ohr wie der Refrain eines Liedes: „Du hast kein Geld — kein Geld — Du hast kein Geld —"

Die Damen fanden nichts Passendes.

„Haben Sie nicht noch irgend etwas besonders Apartes, Fräulein?" fragte die Jüngere.

„Bringen Sie doch die neuesten Muster, vielleicht die rosa Messaline!" rief Fräulein Wiedhold von hinten.

„O, wie himmlisch! Sieh nur, Mama, darin würde ich Erich sicher gefallen, aber die ist auch nicht billig, siebenundvierzig Mark; ist das der äußerste Preis, Fräulein? Ja, dann müssen wir uns die Sache noch überlegen."

Sie gingen, und Trude athmete ordentlich erleichtert auf, als sie die Blouse wieder in ihre Seidenpapierumhüllung zurücklegte. Wie lächerlich im Grunde genommen, ob die sie nun kauften oder Andere, sie selbst hatte doch nicht die geringste Aussicht, je dies Kleinod zu besitzen — oder? —

Sie mußte sich an der Tischkante festhalten; der Gedanke, der sie durchzuckte, war ihr ordentlich in die Kniee gefahren.

Sie bekam ja Geld, morgen war der Monatsletzte; nur gehörte es ihr nicht, wenigstens durfte sie es nicht behalten, und sie hatte sich's doch redlich genug verdient, täglich von acht bis acht im Geschäft, jetzt, wo's zu Weihnachten ging, oft noch länger — natürlich, gutwillig würde ihr's die Mutter niemals überlassen, jede Mark hatte ja schon im Voraus ihre Bestimmung, besonders seit Ostern, wo für die kleine Schwester Schulgeld zu bezahlen war; aber einmal müßte es doch gehen, auch ohne ihren Zuschuß, die Mutter würde dann eben Ueberstunden machen und ein paar Mäntel nähen — — —

Sie konnte sich von der Idee nicht mehr losmachen, und wie von selbst fielen ihr nach und nach alle Einzelheiten des Planes ein.

Sei würde sagen, daß sie ihr Portemonnaie mit dem Gelde verloren hätte, das war am einfachsten und kam ja oft genug vor. Man konnte der Sicherheit halber noch einen Riß in die Kleidertasche machen; Alma Müller sollte dann die Blouse für sie kaufen, von der war man es ja gewöhnt, daß sie großen Aufwand machte, und bei ihr wollte sie sich auch umkleiden, nachdem sie zu Haus das weiße Sommerfähnchen angezogen hatte. — —

Wenn ihr nur Niemand die rosa Pracht vorher entführte! Sie nahm sich vor, die Blouse auf keinen Fall mehr zu zeigen, und steckte den Karton in die hinterste Ecke des großen Schrankes.

Am nächsten Abend, bei der Gehaltszahlung war ihr doch nicht ganz wohl zu Muthe.

Aber Alma hatte ihr so lebhaft zugeredet, die Sache „einfach schneidig" gefunden; sie würde sich ja vor ihr direkt lächerlich machen, und dann, Alma mochte „ihn" auch recht gut leiden; wer weiß, was geschah, wenn sie das Fest nicht besuchte? — —

Das gab den Ausschlag. Trude nahm die drei Goldstücke aus ihrem Lederverließ, wickelte sie in Papier und steckte sie in ihren Gürtel. Auf dem Nachhauseweg ließ sie dann das leere Portemonnaie langsam in den Schmutz der Straße gleiten. — —

In der engen Wegner'schen Wohnstube sah es nicht besonders gemüthlich aus.

Die Hängelampe brannte trübe über dem runden Sophatisch, an dem die kleine Meta ihre Schularbeiten machte; an die Schmalseite hatte Frau Wegener ihre Nähmaschine geschoben. Tuchreste, Garn, Nadeln lagen auf der Erde herum, und die beiden vorhandenen Stühle waren mit Mänteln und Jackets vollgepackt.

Als Gertrud eintrat, blickte die Mutter nur flüchtig von ihrer Arbeit auf.

„Na, Trudeken, wieder da? Ist wohl schlecht Wetter draußen, wos? Ich habe ein bischen Rothkohl und Wurst für Dich aufgehoben, in der Röhre steht der Topf, lang' ihn Dir man selbst, ich hab's eilig; vor zehn soll noch abgeliefert werden."

„Danke, Mutter, ich habe keinen Hunger," sagte Gertrud kurz.

Jetzt hörte die Mutter auf zu nähen und sah scharf nach ihr hin.

„Aber, Kind, was ist denn los mit Dir? Schon zu Mittag wolltest Du nicht essen, und schwarze Ringe unter den Augen und so'n flackrigen Blick, willst mir wohl krank werden?"

Sie hatte sich erhoben und strich der Tochter liebkosend über das blasse Gesicht, aber fast unsanft wehrte Trude sie ab.

„Ach, laß doch, Mutter, mir fehlt gar nichts, na ja, ein bischen Kopfschmerzen, das Gas jetzt schon von vier Uhr ab, das hitzt so, und dann ist schrecklich viel zu thun, man kommt kaum zu Luft und Athem."

„Armes Mäuschen, so quälen mußt Du Dich, und hast auch rein gar nichts vom Leben, aber Sonnabend, nicht wahr, da wirst Du Dich mal gut amüsiren — —"

Trude fuhr herum. Sie wollte etwas erwidern, unterdrückte es aber schnell, preßte die Lippen zusammen und warf ein Packet Mäntel, das vor ihr auf dem Stuhl lag, mit so heftigem Schwung auf das Sopha, daß Meta einen großen Tintenfleck in ihr Heft machte.

Die Mutter lächelte verstohlen, nahm vom Kleiderschrank einen weißen Pappkarton und stellte ihn geöffnet vor Trude hin.

„Sieh mal, Trude, wie gefällt Dir das?" Ist ja man einfacher Stoff, aber doch was Helles und immer besser als Deine alte Sommerblouse, nicht wahr?"

Damit ging sie schnell hinaus und Trude starrte wie betäubt auf das hübsche weiße Kleid.

„Na, Du, ist das nicht fein?" Meta hatte sich neben sie gestellt und strich mit dem etwas schwärzlichen Zeigefinger vorsichtig über die bauschigen Volants. „Mutter hat's ganz allein gemacht, alle Morgen ist sie um vier Uhr aufgestanden, wenn's noch stockdunkel war und so kalt in der Stube, und —" hier näherte die Kleine ihre Lippen dem Ohr der Schwester — „sie hat ihr Frühstücksbrod immer trocken gegessen und gar keine Kaffeebohnen mehr zur Zigorcke genommen; aber das sollst Du nicht wissen, sag's ihr man nicht wieder —"

Trude würgte es in der Kehle. Sie sprang auf, lief in die Küche, wo die Mutter sich eben am Herd eine braune Flüssigkeit wärmte. Die schirmlose Küchenlampe beleuchtete scharf ihr müdes, abgearbeitetes Gesicht, mit einem lauten Aufschluchzen warf Trude die Arme um ihren Hals und drückte sie fest an sich.

Ganz verlegen machte die Mutter sich los, heftige Gefühlsausdrücke waren in der Wegener'schen Familie sonst nicht Mode, und schob die Tochter fort.

„Aber, Trude, hab' Dich doch nicht so, Du hältst mich blos auf, ich muß ja gehen, es ist die höchste Zeit."

Trude schluchzte ein paar Mal krampfhaft, ehe sie sprechen konnte.

„Ich komme mit, Mutter, ich helfe Dir tragen. Und —" sie zog das Papier aus dem Gürtel und drückte es ihr in die Hand — „hier ist mein Gehalt, Du sollst Alles behalten diesmal, ja, ganz bestimmt — ich — ach, ich bin ja so schrecklich frol — über das Kleid, Mutter — —"

Frau Wegener schüttelte gerührt und etwas verwundert den Kopf, aber Trude wischte sich schnell die Thränen ab, half der Mutter den Mantel anziehen und küßte sie auf die Backe.

„Mutter — liebe gute Mutter!" sagte sie ganz leise.

Potemking Zinsen.

(Uebersetzung aus dem Russischen.)

Zur Zeit der Kaiserin Katherina befand sich in Petersburg in der Taurischen Straße in einem niedrigen Holzhäuschen ein kleiner Kramladen, der dem Händler Jakowkin gehörte. Seine Kundschaft bestand zum größten Theil aus Offizieren und Mannschaften des Gardekavallerie-Regiments, dessen Kaserne in diesem Stadttheil lag. Jakowkin führte daher hauptsächlich Waaren wie: Thee, Zucker, Milch, Brod, Seifen, Wachs, Puder, Tabak, Gurken, Wurst, Kohl u. s. w., alles Sachen, die für den Gebrauch der Soldaten in Frage kommen. Jakowkin verkaufte nicht billig, dafür erfreuten sich aber seine Kunden bei ihm eines unbeschränkten Kredits. Einer seiner Hauptabnehmer war Potemkin, damals Leutnant der Garde-Kavallerie. Die verschiedenen Kleinigkeiten bezog er von Jakowkin, die er aber ständig schuldig blieb, da er von seinem Vater nur eine unbedeutende Unterstützung erhielt. Auch die übrigen Kunden Jakowkins waren saumselige Zahler; ihre Schulden wuchsen an und erreichten mit den Jahren eine stattliche Höhe. Schließlich gerieth Jakowkin selbst in Zahlungsschwierigkeiten und war gezwungen, seinen kleinen Laden zu schließen. Die Gläubiger argwöhnten böswilligen Bankerott, da er keine Bücher vorlegen konnte; er hätte sie nicht führen können, weil er des Schreibens unkundig war. Das Gericht verurtheilte ihn zur Auslieferung an das Militär. Jakowkins Sohn, ein Bursche von 18 Jahren, der den Vater im Geschäft unterstützt hatte, war rechtzeitig zu Verwandten, die in Koslow wohnten, geflohen, hielt sich dort aus Furcht, ebenfalls vom Gericht belangt zu werden, einige Zeit versteckt und wurde schließlich Kellner in einem Hotel.

Mehrere Jahre vergingen. — Der frühere Leutnant Potemkin war in den Fürstenstand erhoben und bekleidete die höchste Beamtenstelle im Reiche.

Eines Tages traf in Koslow ein Offizier ein, der mit der Aushebung der Rekruten für die gegen die Türkei im Felde stehende Armee betraut war. Er stieg in dem Hotel ab, in welchem der junge Jakowkin als Kellner diente. Um die langweiligen Abendstunden todtzuschlagen, ließ sich der Offizier in eine Unterhaltung mit dem gewandten, keineswegs dummen Kellner ein, und gesprächsweise erzählte ihm dieser von seinem früheren Leben und von dem Unglück, das seinen Vater und ihn betroffen hatte.

„Zu jener Zeit diente in der Garde-Kavallerie doch auch als Oberoffizier der erlauchte Fürst Potemkin? War er vielleicht auch einer Eurer Schuldner?" fragte der Offizier. — „Gewiß," antwortete der Kellner: „Er kaufte ständig bei uns und wir verloren an ihm mehr als 400 Rubel."

„Schafskopf", rief der Offizier aus. „Warum erinnerst Du ihn nicht an seine Schuld. Er zahlt sie Dir gewiß mit so hohen Zinsen zurück, daß Du imstande sein wirst, ein Hotel zu eröffnen."

„Sie haben gut reden. Der erlauchte Fürst hat diese Schuld sicher vergessen. Ich würde gewiß festgenommen und nach Sibirien verschickt werden, wenn ich es wagte, mich einem so hohen Herrn zu nähern."

„Thorheiten! Mein liebes Brüderchen! Den Armen entzieht der Fürst nie seine Hilfe. Für die Niedrigen hat er stets ein williges Ohr. Er hält sich jetzt in Cherson auf. Fahre zu ihm hin, zögere nicht, melde dich im Hauptquartier und sage, daß Du in einer dringenden Angelegenheit den Fürsten zu sprechen wünschest, und man wird Dich bei ihm vorlassen."

Von des Offiziers Worten endlich überzeugt, entschloß sich Jakowkin zur Reise nach Cherson. Hier brachte er in Erfahrung, wann und auf welche Weise man zum Fürsten gelangen könne. Er erschien im fürstlichen Empfangszimmer, wo sich schon eine Menge Beamter zur Audienz eingefunden hatten. Auf die Frage des dienstthuenden Adjutanten erklärte Jakowkin, daß er von weither käme und ein Anliegen hätte, das er aber nur persönlich Seiner Durchlaucht unterbreiten könne. Der Adjutant entfernte sich zur Berichterstattung und Jakowkin wurde zu seinem nicht geringen Erstaunen sofort vom Fürsten in Audienz empfangen. Potemkin saß mürrisch am Schreibtisch; ein vor ihm liegendes Schriftstück schien ihn gerade in die schlechteste Laune versetzt zu haben. Er blickte den Eintretenden unfreundlich an und fragte ihn kurz und barsch nach seinem Begehren. Jakowkin stand das Herz vor Aufregung still; es überlief ihn heiß und kalt. Er fiel auf die Knie und mit zitternder Stimme sprach er: „Ich heißt Jakowkin und bin der Sohn des früheren Krämers in Petersburg." „Nun weiter! Um was handelt es sich?" „Es sei mir gestattet, daran zu erinnern, daß Ew. Durchlaucht als junger Offizier in Petersburg in unserm Laden Einkäufe machten und sich meinem Vater stets gnädig erwiesen haben."

Potemkin dachte einige Augenblicke nach und in seiner Erinnerung tauchte die längst verflossene Zeit wieder auf. „Ich entsinne mich", sagte der Fürst heiter. „Ich erinnere mich sowohl Deiner, da Du noch ein Knabe warst, als auch Deines Vaters; er war ein guter, braver Mann. Erhebe Dich und erzähle mir, wie es Deinem alten Vater geht."—Durch die freundlichen Worte ermuthigt, verlor Jakowkin seine Befangenheit und erzählte: „Es ist lange her, daß ich meinen Vater nicht mehr gesehen habe; er wurde wegen seiner Schulden zum Militärdienst eingezogen."

„Ihr waret recht thöricht", erwiderte Potemkin. „Hättet Ihr damals nicht schreiben können, und warum hast Du Dich nicht früher bei mir gemeldet? In welchem Regiment dient Dein Vater?" „Im Nischninowgoroder Infanterie-Regiment, Ew. Durchlaucht. Ich wagte nicht, mich zu melden, aus Furcht, es könne mir für eine derartige Dreistigkeit schlecht ergehen. Da hörte ich von einem durchreisenden Offizier, Ew. Durchlaucht seien ein allen Armen gütiger Herr und würden auch mich gewiß gnädig empfangen. Und so wagte ich es in meinem Kummer hier zu erscheinen. Ew. Durchlaucht werden mich und meinen Vater nicht vergessen." Und Jakowkin warf sich wieder zu Potemkins Füßen. Indem der Fürst Jakowkin aufstehen ließ, wandte er sich an seinen Adjutanten und sagte: „Nimm ihn in Deine Obhut, kleide ihn ein und lasse es ihm an nichts fehlen." „Jakowkin, bin nicht auch ich Deinem Vater Geld schuldig geblieben?" „Jawohl, Ew. Durchlaucht, es ist eine kleine Schuld vorhanden." „Wie viel?" fragte der Fürst. „480 Rubel." „Entschuldige! Dies war mir ganz entfallen. Ich zahle Dir aber die Schulden mit Zinsen. Jetzt entferne Dich, mein Lieber, wir werden uns noch sehen."

Nach einigen Tagen wurde Jakowkin, fein frisirt und schön gescheitelt, in einem prächtigen Rock aus feinstem Stoff, mit einem seidenen Gürtel und in einem Hemde aus bester Leinwand mit goldenen Knöpfen, dem Fürsten vorgeführt. „Guten Tag, Freund Jakowkin", begrüßte ihn Potemkin: „Du hast Dich so verschönt, ich erkenne Dich kaum wieder." Von Dankbarkeit erfüllt, warf sich Jakowkin zu des Fürsten Füßen und flehte den Segen des Himmels auf seinen Wohlthäter herab. Potemkin war guter Laune, und er unterhielt sich eingehend mit seinem Schützling, und als er merkte, daß dieser im Lesen und Schreiben wohl bewandert war und sogar meisterhaft rechnen konnte, sagte er: „Vor allem möchte ich jetzt meine Schuld begleichen. Gib Antwort: Hättest Du Lust, Lieferant für die Feldlazarethe meiner Armee zu werden?" Jakowkin verstand den Fürsten nicht ganz und erwiderte verlegen: „Ich wäre glücklich, Ew. Durchlaucht dienen zu können. Um einen solchen Posten zu übernehmen, fehlt mir alles. Ich habe weder Pferde noch Wagen, ich besitze nicht einmal eine Peitsche!" Der Fürst lächelte und sich an seinen zufällig anwesenden Kanzleichef Popoff wendend, sagte er:

„Der bisherige Lieferant hat sich nicht bewährt, er ist zu entlassen. Man rechne mit ihm ab. An seine Stelle tritt von heute ab Jakowkin. Man nehme ihn in den Kaufmannsstand auf, leihe ihm Geld und stelle ihm alle nöthigen Hilfsmittel zur Verfügung. Die betreffenden Papiere sind vorzubereiten und mir zur Unterschrift vorzulegen. Hast Du übrigens wegen des alten Jakowkin geschrieben?" fragte der Fürst weiter.

„Ich habe dem Regimentsobersten mitgetheilt, daß man ihn zum Sergeanten befördern und ein besonderes Augenmerk auf ihn richten soll."

„Ich bin zufrieden," sagte der Fürst. „In sechs Monaten ist der Vater Jakowkin zum Auditor zu befördern mit der Anwartschaft auf den Unterleutnantsrang. Ich gratulire, wandte sich der Fürst zu Jakowkin: Dein Vater ist Sergeant und wird bald Offizier werden und Du bist Hauptlieferant meiner Armee geworden." Jakowkin weinte vor Rührung und bedeckte mit Küssen die Hand des Fürsten.

So wurde aus dem heimathlosen, armen Teufel, aus dem Hotelkellner plötzlich ein Kaufmann, ein Lieferant für alle Hospitäler der gewaltigen Armee. Nach drei Jahren schon fuhr Jakowkin in seiner Equipage, verfügte über ansehnliche Mittel und bekleidete den Rang eines Hofrathes. Sein Vater war inzwischen Offizier geworden, nahm als solcher den Abschied und zog sich auf die Besitzung zurück, die sein Sohn ihm geschenkt hatte.

Die Thätigkeit als Lieferant der Hospitäler mißfiel aber dem jungen Jakowkin auf die Dauer. Infolge seines großen Vermögens gelang es ihm, das Brantweinmonopol in drei Gouvernements zu pachten. Einst hatte er an eine Finanzbehörde eine beträchtliche Forderung; die Behörde zögerte aber aus nicht bekannten Gründen mit der Auszahlung des Geldes. Da sich Jakowkin nach wie vor des Wohlwollens von Potemkin zu erfreuen hatte, wandte er sich mit seiner Beschwerde an ihn. Der Fürst gab Popoff den Befehl, sofort an die Finanzbehörde wegen unverzüglicher Auszahlung zu schreiben. Diese wies auf ihre Statuten hin, verweigerte die sofortige Zahlung und setzte hiervon den Fürsten in höflichster Weise in Kenntniß. Darauf erfolgte an die Adresse der Finanzbehörde die wohlbekannte, eigenhändige und nicht mißzuverstehende Nachschrift Potemkins in zwei kurzen Zeilen:

Jakowkin wird das Geld bezahlt!

Nach diesen, in ihrem vollen Text nicht wiederzugebenden Worten erfolgte die sofortige Auszahlung. Aeltere Leute gedachten oft des berühmt gewordenen Zweizeilers, und den Kopf schüttelnd, sagten sie dann:

„Gar mächtig war Potemkin."

Die Theaterstraße in Yokohama.

Wohl die interessanteste und zugleich auch die malerischste Straße in Yokohama ist die „Tschihazi Cho" oder auf gut deutsch: die Theaterstraße, wie sie von allen Fremden genannt wird nach den zahlreichen Theatern, die an ihr liegen. Ob man sie bei Tag oder Nacht passirt, man ist jedesmal erstaunt über das fieberhafte Leben, über die Farbenpracht, die Lichteffekte, die sich dem Auge darbieten, und wer zum erstenmal das schöne Inselland des fernen Ostens besucht, verspürt dort den ersten Hauch des japanischen Lebens. Da drängt sich Laden an Laden; Papierlaternen, Seidenkimonos, Buddha-Statuetten, Lackgeräthe, Cloisonnegefäße werden feilgeboten.

Der Verkehr in der Theaterstraße ist äußerst lebhaft. Tausende der leichten zweirädrigen Jinrickshas, von Kulis gezogen, fliegen förmlich vorbei, hochbepackte Karren, mit allen möglichen Waaren bepackt, schwanken daher, der Blumenhändler, fast versteckt unter der Last der Chrysanthemen, sucht seinen Weg, dort halten kleine Kantinenwagen, an denen man warmen Reis, Fisch und andere Gerichte kaufen kann, und durch all den Trubel windet der japanische Radfahrer sich sehr geschickt.

Die Theater, die der Straße den Namen gegeben, verleihen ihr auch das eigentliche Kolorit. Vor den Gebäuden schweben riesige Banner an hohen Bambusstangen, theils schwarz, theils leuchtendroth. Hunderte von bunten Laternen hängen in langen Reihen, und die Fassaden schmücken kolossale Gemälde, die einzelne Scenen der Stücke, die gerade auf dem Repertoire stehen, darstellen. Es ist ein förmlicher Kampf der buntesten Farben, aber niemals wird das Auge beleidigt. Bei Nacht, wenn die Tausende von Laternen wie Glühwürmer in der Luft schweben, wenn sich das Volk vor den Bildern drängt, mit gespannter Aufmerksamkeit und offenem Munde die Bilder betrachtet, ist der Anblick von sinnverwirrender Phantastik, und man fühlt, wie weit man von der Heimath entfernt ist.

Stilblüte aus dem Romanabschnitt der Breslauer Zeitung: „Der Oberstallmeister mit seinem besten Freunde, dem Züchter von Remlin, der das Monokel nie aus dem Auge bekam und die Zigarette nur, wenn er aß oder schlief." Entsetzliche Angewohnheit. Der hatte doch sicher entzündete Augen.

* * *

Rund zehn Millionen Dollars sind mit dem Transportschiff Sheridan von San Francisco nach den Philippinen abgegangen — wer weiß, ob wir uns wiedersehen, hat zufälligerweise die Kapelle gespielt, als sie die Anker lichteten.

* * *

In den Flensburger Nachrichten (No. 290) findet sich folgendes Inserat: „Gesucht ein Knecht bei den Pferden (auf Wunsch Familienanschluß)." Ein Pferdeknecht kann ein sehr angenehmer Gesellschafter am häuslichen Tisch sein, wenn er nicht eingebildet ist, sich sauber hält, etwas vertragen kann, Skat spielt und keine Fühlung mit der perversen Dichtkunst hat.

* * *

Da heißt es immer, Hitze dehne die Körper aus. Und doch wird das Stück Eis, das der Eismann uns täglich liefert, immer kleiner, je größer die Hitze wird.

* * *

Beide Krupp-Töchter sind verlobt. Das beweist aufs neue, daß Freier durch Geld sich nicht abschrecken lassen.

* * *

Mit dem Trubel, der gegenwärtig in Rußland herrscht, könnte die ganze Welt versorgt werden.

* * *

Wer gefallen will, gebe Anderen die Gelegenheit, es zu tun.